

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00089-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Agnes Johanna Flügel

One-Way-Ticket nach Lissabon

Das Jahr, in dem ich noch
mal ganz von vorn anfang

Rowohlt Polaris

Zitate Seite 9:

Mia Couto aus «Das schlafwandelnde
Land» © 2014 Unionsverlag, Zürich

Übersetzung: Karin von Schweder-Schreiner

Dan Millman aus «Der Pfad des friedvollen Kriegers»

© 2003 Ansata Verlag, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Thomas Lindquist

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, Mai 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Covergestaltung HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

Coverabbildung Kenton Thatcher

Abbildungen U2/U3 © Daniel Sauthoff, © Agnes Flügel

Satz aus der Aldus LT Std

Typografie und Satz Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00089-8

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und
Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion
ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation
des CO₂-Ausstoßes einschließt. www.klimaneutralerverlag.de

Prolog

Von der Frühlingssonne geblendet, schloss ich die Augen und lauschte den morgendlichen Klängen. Seit gestern waren die Schwalben zurück und hatten aus Afrika Sonne und Wärme mitgebracht. Ihre Pfiffe gehörten zu meinen Lieblingsgeräuschen, und diese Sammlung wuchs stetig. Ich liebte das Bimmeln der *Électricos* und das Flötenspiel des Scherenschleifers, der jede Woche mit seinem Fahrrad durch meine Gasse zog. Ich liebte den sanften Klang portugiesischer Männerstimmen, wenn sie mit ihren Kindern sprachen, das Rauschen des Windes in den Pinienbäumen im Park Florestal de Monsanto und das Geräusch des Regens, wenn er auf die Bürgersteige fiel, sich in Bächen sammelte und dabei klang wie das elegante Plätschern der beiden Bronzebrunnen auf dem Rossio.

Mein Lieblingscafé klebte wie ein Schwalbennest unterhalb des Miradouro de Santa Catarina und bot einen grandiosen Ausblick über den Tejo. Auf der anderen Seite des Flusses segnete die meterhohe Christus-Staue «Cristo Rei» die Stadt und ihre Bürger, zu denen ich mich nun auch zählte.

Ich blinzelte in die Morgensonne und bestellte einen Espresso. In der Ferne zogen die Autos im morgendlichen Berufsverkehr wie ein Schwarm Sardinen über die «Ponte 25 de Abril» auf die Lissabonner Seite. Ab und an glitzerten ihre Karosserien in der Sonne und erinnerten mich an die silbrigen Bäuche der Fische, die die Lisboaetas während der Festas dos Santos Populares in den Gassen vor ihren Häusern grillten und deren köstlicher Duft durch die ganze Stadt zog. Von irgendwo erklangen die Glocken einer Kirche. An einem Nachbartisch klingelte ein Telefon, und während ich die Flugbahnen

der Schwalben verfolgte, die wie schwarze Mini-Raketen durch die Luft zischten, dachte ich an den Anruf vor drei Jahren, der meine geplante Flugroute durchkreuzt und mich nach Lissabon gebracht hatte.

Der Anruf

In der Nacht hatte es geschneit. Eine dünne Schneedecke überzuckerte die Wiese vor dem Haus. Nur die Maulwurfshügel ragten wie kleine Vulkane aus der weißen Landschaft hervor. «Wie schön das aussieht!», flüsterte ich, als ich durch die Fenster der Haustür in den Vorgarten spähte. Blaumeisen, Rotkehlchen und ein viel zu großer Buntspecht stritten sich um die Meisenknödel, die ich ein paar Tage zuvor in die Äste gehängt hatte. Im Unterholz hüpfte ein Zaunkönig von Ast zu Ast. Bewegungslos verharrte ich hinter der Scheibe und beobachtete das geschäftige Treiben. Vom Strohdach hingen lange Eiszapfen, die in der Morgensonne schmolzen. Tropfen für Tropfen hing einen Moment lang an der Spitze und funkelte wie ein wunderschöner Kristall, bevor er zu Boden fiel und mit den anderen Tropfen eine schmutzig braune Pfütze bildete. «Mal sehen, ob die Zeitung schon da ist», überlegte ich, zog die erstbeste Jacke über, die griffbereit über dem Treppenfosten hing, und schlüpfte in meine Gummistiefel. In unserem entlegenen Winkel bestimmte das Wetter, wann und ob die Zeitung kam. War es gut, steckte sie bereits im Morgenrauen in der Zeitungsrolle. Bei Sturm oder gar Glätte schlug sich der Bote erst am späten Vormittag zu uns durch. Meistens auch gar nicht. Ich kniff die Augen zusammen, starrte Richtung Auffahrt und entdeckte das Fähnchen unseres amerikanischen Alu-Briefkastens. Leuchtend rot hob es sich von den dunklen Baumstämmen des Wäldchens auf der anderen Straßenseite ab. Der Zeitungsbote hatte es also bis zu uns heraus geschafft. Ich verließ das Haus und sog die frische Luft ein.

«Mist, da ist schon wieder ein Loch im Zaun!», fluchte ich, als ich auf der vereisten Auffahrt Richtung Tor schlit-

terte und die Spuren der Rehe im Schnee sah, die kreuz und quer über das Grundstück verliefen. Ich stoppte an einem der Beete und inspizierte die Pflanzen, die wir erst im Herbst gepflanzt hatten. Den Blumen, die sich gerade aus der Erde wagten, fehlten bereits die Köpfchen. Nur kahle Stängel ragten einsam aus dem schneematschigen Boden. Anfangs hatte ich mich über das Wild gefreut, das in dieser Gegend in Herden über die riesigen Felder zog und uns regelmäßig besuchte. Wer konnte schon von sich behaupten, anstelle von Gartenzwergen einen kapitalen Zehnder im Vorgarten stehen zu haben oder die Brunftkämpfe der Hirsche vom Sofa aus beobachten zu können? Manchmal versteckte sich sogar eine Ricke mit ihrem Kitz im Gras hinter den Himbeer- und Johannisbeersträuchern. Nachdem sich die Rehe jedoch über meine Gemüsebeete hergemacht hatten und nichts von dem, was ich wochenlang auf der Fensterbank vorgezogen hatte, jemals zur Blüte kam, änderte ich meine Meinung, und wir zäunten unser Grundstück ein. «Jetzt ist Schluss. Dieses Jahr bleibt es bei Löwenzahn und Gänseblümchen. Ich pflanze nix mehr», seufzte ich enttäuscht und stapfte gen Auffahrt.

Vor knapp zehn Jahren hatten mein Mann und ich uns mit diesem Haus unseren Traum vom Leben auf dem Lande erfüllt. Hier in der Einsamkeit hatte ich den Ort gefunden, an dem ich mich nach einem stressigen Berufsalltag in Hamburg mit Konkurrenzkämpfen, Mobbing und Kündigungswellen in immerwährender Harmonie wähnte. Unser Grundstück war meine Bannmeile. Mein biologisch-dynamischer Schutzwall vor den Herausforderungen des Lebens und meine Bastion für Geborgenheit.

Das dünne Eis auf den Wasserpfützen splitterte unter meinen Füßen. Die Morgensonne, die orangefarben zwischen den Stämmen des Wäldchens funkelte, blendete

mich, und schützend hielt ich meine Hand vor die Augen. An ein paar Ästen sprossen zarte Blättchen. Bald würde der ganze Wald grün getupft sein. Ich liebte diese Zeit des Jahres, wenn die Natur unmerklich den Neubeginn startete und dann im Frühling plötzlich explodierte.

Der morsche Holzpfosten, an dem der silberne Briefkasten hing, knirschte bedenklich, als ich am Griff des festgefrorenen Deckels zog. Endlich gab die Klappe nach. Zwei Ohrenkneifer flitzten erschrocken in den dunklen Teil der Röhre. Ich griff die Zeitung und das Gemeindeblatt, klemmte mir beides unter den Arm und wünschte den Ohrenkneifern ein schönes Wochenende. Dann knallte ich den Deckel zu. Während ich mich zum Gehen abwandte, sah ich aus den Augenwinkeln, wie der Pfosten samt Kasten in Zeitlupe nach hinten kippte und mit einem dumpfen Aufprall auf dem Boden landete. «Oh nein, auch das noch!», entfuhr es mir. Bei der Witterung würden wir den Pfosten nicht so einfach in den gefrorenen Boden bekommen. «Ach, Rudi macht das schon», beruhigte ich mich und nahm mir vor, gleich nach dem Frühstück bei meinem «Mädchen für alles» vorbeizugehen. In meinem Hofladen gab es noch ein paar andere Sachen, die vor dem Beginn der Saison von ihm repariert werden mussten. Ohne Rudi war ich aufgeschmissen. Im Dorf wurde er nur «Schuppen-Rudi» genannt, da er einem im Handumdrehen einen Schuppen in den Garten stellte, wenn man nicht auf ihn aufpasste. Getreu seinem Motto: Stauraum braucht man immer. Ich schmunzelte, als ich an meinen tatkräftigen Nachbarn dachte, und strich der Holzbiene, die auf meinem Firmenschild thronte, im Vorbeigehen über den Rücken. Ich war zwar nicht abergläubisch, hoffte aber dennoch, dass das Glück brachte. Schaden konnte es jedenfalls nicht.

Mein Blick schweifte über die Bienenstöcke, die auf der Wiese nebeneinanderstanden. «Euch besuch ich nach dem Frühstück», murmelte ich in Richtung der Bienenstöcke. Sofern sie den Winter überstanden hatten, waren auch bei den Bienen die Frühjahrsvorbereitungen in vollem Gange. Weiße Schneehäubchen schmückten die grün gestrichenen Kästen. Das neue Bienenjahr begann. Bis jetzt sah es so aus, als hätten meine Immen den Winter überstanden. Das war nicht selbstverständlich. Immer öfter hörte ich von Verlusten bei befreundeten Imkern, und auch ich hatte bereits Bienenvölker verloren. Der letzte Rundgang hatte mich optimistisch gestimmt. Aus jedem Bienenstock war ein sanftes Summen gedrungen, als ich mein Ohr darangehalten hatte. Die Chancen standen gut, dass das so blieb, sofern das Wetter mitspielte. «Hoffentlich wird dieses Frühjahr nicht wieder so feucht und kalt», dachte ich, schlang fröstelnd die Arme um meinen Körper und ging schneller. «Im Frühling brauchen die Bienen vor allem Pollen für ihre Brut», predigte ich in meinen Seminaren und verteilte Flyer mit Bienenweidepflanzen an meine Kunden und Seminarteilnehmer. Aber wenn das Thermometer nicht über 12 Grad kletterte und die Bienen wegen niedriger Temperaturen nicht ausfliegen konnten, nützte der bienenfreundlichste Garten nichts.

Unter dem Vordach trampelte ich ein paarmal auf der Fußmatte auf der Stelle, um den Schnee von meinen Schuhen abzuschütteln, und verstaute sie dann im hölzernen Schuhhaus vor der Eingangstür. Die Wärme des bullernden Kaminofens zog bis in den Flur hinein. Ich zog die Jacke aus, hängte sie über den Treppenposten und ging ins mollige Wohnzimmer. Im Vorbeigehen warf ich die Zeitung auf das Sofa und stellte mich vor den Ofen, um meine kalten Füße und klammen Hände zu wärmen. Langsam kehrte das Blut in meine Finger

zurück, und auch meine Zehen tauten auf. Ich ließ mich in die weichen Polster unseres Sofas fallen, schnappte mir die Eckernförder Zeitung und überflog die Schlagzeilen. Die Welt hatte an diesem Wochenende mal wieder nichts Schönes zu berichten. In Amerika machte sich ein narzisstischer Immobilien-Hai auf den Weg ins Weiße Haus, und auch sonst frustrierten mich die Meldungen über Kriege, Attentate und andere Katastrophen. Je älter ich wurde, desto dünnhäutiger wurde ich. Eigentlich fühlte ich mich besser, wenn ich nicht wusste, was alles so geschah, und war froh, dass die Welt hier noch in Ordnung schien. Ich legte die Zeitung zur Seite, holte meinen Laptop hervor und las den Text, den ich am Abend zuvor geschrieben hatte: «Der Sturm aus Osten hatte zugenommen. Seit dem Nachmittag riss er so heftig am Reetdach, dass das Gebälk bei jeder Böe bedrohlich ächzte. Das tiefhängende Reetdach und die niedrigen Decken schluckten das letzte Tageslicht, das an diesem Dezembernachmittag durch die Scheiben fiel. Mit klammen Fingern entzündete Teresa ein paar Talgkerzen ...»

Die Zeilen gefielen mir, und ich nahm mir vor, später weiter an meinem Historienroman zu feilen. Im Frühling und Sommer würde ich keine Zeit mehr dafür haben. So oft wie möglich zog ich mich daher in meinen Bauwagen zurück und beschäftigte mich mit Storyboards, Charakteren und Plots. Ich kam nur langsam voran, schrieb Zeilen, die ich kurz darauf wieder löschte, und auf meinem Nachttisch stapelten sich Schreibratgeber, über deren Lektüre ich meistens einschlief. Mit neuem Mut klappte ich meinen Laptop zu und schaltete das Radio ein. Beschwingt von der Folkloremusik aus einem entlegenen Winkel Europas, pendelte ich zwischen Küche und Wohnzimmer hin und her und deckte den Tisch für unser «Landfrühstück». Diese Tradition exis-

tierte seit unserem Einzug. Damals hatte der Mai unseren Schritt von Hamburg nach Schleswig-Holstein mit wochenlangem Sonnenschein belohnt. Stundenlang saßen wir am üppig gedeckten Tisch auf der Wiese vor unserem Haus, lauschten dem Summen der Bienen und freuten uns über unser Glück. Unsere Frühstückszereemonie gab es noch immer, allerdings hatte die Frequenz abgenommen. Meine Imkerei war seit ihrer Gründung so gewachsen, dass ich ständig zu tun hatte, und auch mein Mann blieb immer öfter in Hamburg. Die Momente, in denen wir unser Landparadies gemeinsam genossen, konnten wir mittlerweile an einer Hand abzählen. Wenn ab April die Urlauber an die Küste zogen, hatte mein Hofladen Hochsaison, und im Herbst tingelte ich bis zum Heiligabend von Markt zu Markt. Da blieb nicht viel Zeit für Zweisamkeit.

Während die Eier auf dem Herd im kochenden Wasser simmertem und dabei leise aneinanderklickerten, fütterte ich meinen Mixer mit allem, was die Vorratskammer hergab. Außer der Aufgabe, gesund zu sein, hatte mein «Powertrunk» keine weitere Anforderung zu erfüllen. Meist entstand aus den Zutaten eine beige Substanz, die sich im Laufe der Zeit entmischte und in eine sämige obere und eine wässrige untere Schicht aufteilte. Zur Krönung tröpfelte ich diesmal neben den Blütenpollen noch ein wenig Propolis in die Mixtur. Schließlich war Erkältungszeit. Wie alle meine Imkerfreunde vertraute auch ich auf dieses Wundermittel aus dem Bienenstock. Es wirkte gegen Viren, Bakterien und Pilze und hatte bereits den alten Ägyptern beim Konservieren ihrer königlichen Mumien geholfen.

Als alles fertig war, ging ich in den Flur und pff. Lang, kurz, lang war unser Signal. Im oberen Stockwerk schrappten die Rollen eines Bürostuhls über den Holzboden, kurz darauf kam mein Mann ins Wohnzimmer, und

es konnte losgehen. Im Radio begann ein Feature über Lissabon; wir lauschten dem Beitrag über die Hauptstadt Portugals. Ein Senhor Jorge, Inhaber einer der letzten familiengeführten Kaffeeröstereien der Stadt, erzählte stolz von seinem Röster aus Deutschland, der aus den fünfziger Jahren stammte und noch mit Holz befeuert wurde, und Mariza, das schöne Gesicht des Fado, schwärmte von der Melancholie des Fado-Gesanges. Wir spitzten die Ohren. Der Beitrag machte Lust auf Urlaub, und Lissabon schien ein spannendes Ziel zu sein.

Mein Brötchen schwebte ein paar Zentimeter vor meinem Mund, und der Duft des Farmersalates kitzelte bereits in meiner Nase, als irgendwo im Haus mein Handy klingelte. «Wer weiß denn, dass ich hier bin?», kicherte ich. Den Standardwitz, den mein Mann meist brachte, wenn sein Handy klingelte, konnte ich mir nicht verkneifen. Ich ließ das Brötchen auf den Teller sinken und schob den Stuhl zurück. Dann überlegte ich es mir anders, sank zurück auf meinen Platz und ließ das Handy klingeln.

Als der Radiobericht vorbei war, hoben wir die Tafel auf. Ich erinnerte ich mich an den Anruf und kramte mein Handy aus der Tasche meiner Arbeitsjacke. Jemand hatte mir eine Sprachnachricht von über fünf Minuten Länge hinterlassen. «Chris», schoss es mir durch den Kopf, während ich auf das Start-Symbol tippte. Mein Bruder war der Einzige, der es schaffte, Nachrichten von dieser Länge auf meine Mailbox zu sprechen. Es kam zwar selten vor, aber wenn, dann vermittelte er sein Anliegen in verschachtelten Bandwurm-Sätzen, sodass ich am Ende nicht mehr wusste, worum es ging. Ich mochte meinen älteren Bruder, aber unsere Lebensentwürfe konnten gegensätzlicher nicht sein, und wir hatten ein distanziertes Verhältnis. Vielleicht lag es daran, dass ich als Fünfjährige mit einer Haarklammer Groschen

aus seinem Sparschwein geangelt und mir dafür Salinos, weiße Mäuse und Leckmuscheln gekauft oder heimlich seine Micky-Maus-Hefte gelesen hatte. «No news are good news», war der Modus Vivendi, der mir hinsichtlich meines Bruders am liebsten war.

Neugierig und mit einer diffusen Angst vor Ärger, lauschte ich seiner Nachricht. Während er ausschweifend vom Unfall meines Vaters berichtete, sank ich rückwärts auf eine der Treppenstufen und starrte auf die Schachbrettfliessen, bis sie vor meinen Augen zu flimmern begannen. Nur langsam begriff ich, was ich da gerade gehört hatte. Mir wurde kalt. Meine Hände waren blau angelaufen; und ich blies meinen warmen Atem hinein. Nach einer halben Ewigkeit sprang ich auf, riss die Türen unseres Garderobenschrankes auf und zog meinen Mantel vom Bügel. Auf einmal hatte ich es eilig. Einer der Bügel löste sich, flog durch die Luft und traf mich an der Schläfe. «Ruhig bleiben», mahnte ich mich, während ich mir die schmerzende Stirn rieb. «Ich muss ins Krankenhaus! Sofort! Papa ist was passiert!», schrie ich im Laufen in Richtung Obergeschoss. Ohne eine Antwort abzuwarten, rannte ich aus dem Haus und sprang ins Auto. Während ich rückwärts aus dem Carport setzte, angelte ich nach dem Handy in meiner Handtasche. Das Lenkrad verriss, und mein Auto schabte krachend über die Feldsteine unserer Beetumrandung. Ich ignorierte das Geräusch, das nach Werkstatt klang, und rief meinen Mann an, um ihm zu erklären, was passiert war. Im Rückspiegel sah ich, wie er in der offenen Haustür stand und mir nachschaute.

«Umgefallen», «Schneematsch» und «ausgekühlt» – die Worte meines Bruders wirbelten in meinem Kopf umher, während der Splitt gegen den Unterboden prasselte und ich viel zu schnell auf der kurvigen Landstraße Richtung Krankenhaus fuhr. «Papa ist ausgerutscht und

kriegt eine Erkältung», beruhigte ich mich, glaubte mir aber selber nicht.

Eine Stunde später stand ich in der Klinik und nannte meinen Namen. Lag da Betroffenheit im Blick der Schwester, als sie in einer Akte blätterte und mir dann eine Zimmernummer nannte? Meine Hände hinterließen feuchte Flecken auf der Kunststoffoberfläche des Tresens. «Vor dem Betreten der Intensivstation Hände desinfizieren», stand in grellroten Lettern über einem Spender mit Desinfektionslösung, der neben dem Tresen hing. Ich ließ das durchsichtige Gel in meine Handfläche fließen und verteilte es auf der Haut. Während ich den tristen Flur hinabließ, murmelte ich die Zimmernummern, die auf den Türen standen. Eine Melange aus Kantenessen und Krankheit legte sich auf meine Zunge, und mir wurde flau im Magen. Ich schloss meinen Mund und hielt die Luft wieder an. Ich war zwar alles andere als eine Hygiene-Fanatikerin und aß auch Sachen, die auf den Boden gefallen waren – kurz abwischen und rein damit, so hatte ich die letzten Jahrzehnte ohne gesundheitliche Zwischenfälle überstanden –, aber vor multiresistenten Keimen, von denen ich gelesen hatte, fürchtete ich mich. Die Zeiten, in denen ich gerne im Krankenhaus lag, weil ich endlich mal im Mittelpunkt stand und jeden Tag Königsberger Klopse essen durfte, lagen Jahrzehnte zurück. Inzwischen war ein Jahr dann ein gutes, wenn das Wort «Krankenhaus» darin keine Rolle gespielt hatte.

Der Flur wurde grauer und meine Knie mit jedem Schritt weicher. Dann stand ich vor der Tür mit der Nummer, die mir die Schwester genannt hatte. Ich legte mein Ohr an die glatte und kühle Oberfläche und lauschte. Hinter mir rumpelte etwas, die Tür auf der anderen Seite des Flures öffnete sich, und ein Krankenpfleger schob

ein Bett aus dem Zimmer. Unsere Blicke trafen sich, und wir nickten uns zu. Ich erschrak, denn im Bett vor ihm lag ein älterer Mann mit vollem weißen Haar. Ich schaute genauer hin und stellte erleichtert fest, dass es nicht mein Vater war. Die blassblauen, trüben Augen des Mannes fixierten mich. Beschämt, weil ich ihn angestarrt hatte, schlug ich meine Augen nieder. Zaghafte klopfte ich an die Tür. Nichts regte sich. Ich zog meinen Ärmel über meine Hand, drückte auf die Klinke und öffnete die Tür. Eine Wolke warmer Luft schlug mir entgegen. Außer einem weißen Vorhang, der das Zimmer in zwei Hälften teilte, war nichts zu sehen. Das rhythmische Pumpen einer Beatmungsmaschine erfüllte den Raum. Manchmal röchelte jemand. Pumpen, röcheln, pumpen, röcheln; die Geräusche machten mir Angst. Mein Herz schlug schneller, als ich auf Zehenspitzen auf den ersten Vorhang zu steuerte und in das Abteil lugte. Der dunkle Schopf eines fülligen Mannes, der beatmet wurde, tauchte in meinem Blickfeld auf. Erschrocken schloss ich den Vorhang wieder und schlich auf Zehenspitzen zum anderen Abteil. Einen Augenblick hielt ich inne, dann nahm ich all meinen Mut zusammen und schob den Vorhang zur Seite. Da lag mein Vater. Er hatte die Augen geschlossen. Sein Mund war leicht geöffnet und es wirkte, als würde er schlafen. Ihn hier liegen zu sehen, erschien mir absurd. Er war der flotteste 82-Jährige, den ich kannte. Schlank, sportlich und mit scharfem Geist. Voller Interessen, Pläne und Träumereien. Irgendwie alterslos, stehen geblieben in der Mitte seiner Sechziger. Täglich aktiv und noch attraktiv für die Damenwelt des Reitstalls, in dem sein Pferd stand. Die gängigen Zivilisationskrankheiten hatten einen Bogen um ihn gemacht, und «Krebs» war ihm nur während seiner Karriere als Meeresbiologe begegnet. Viel Bewegung, mäßige Kost und ein Gläschen Rot-

wein am Abend hatten ihn scheinbar unverwundbar gemacht.

«Hallo, Papa!», sagte ich etwas zu laut und trat an sein Bett. Mein Vater erwiderte meinen Gruß, aber seine Stimme klang schwach und lallend. Er sah aus wie immer. Ich entspannte mich und beugte mich über ihn. Da sah ich, dass sein linker Mundwinkel herabhing, was seinem Gesicht einen fremdartigen Ausdruck gab. Der dünne Schlauch eines Beatmungsgerätes führte in seine Nase, seine Arme lagen links und rechts neben seinem Körper, und in einem seiner Handrücken steckte eine Kanüle, die mit einem Tropf verbunden war. Am Kopfende stand ein Monitor. So ein Gerät kannte ich nur von Arztserien aus dem Fernsehen. Die Linien und Zahlen auf dem Bildschirm sagten mir nichts, aber der gleichmäßige Piepton klang nicht bedrohlich. Über der Lehne eines Stuhles hingen die braune Cordhose und der bordeauxfarbene Rollkragenpullover meines Vaters. Feuchte Ränder an der Kleidung und den Schuhen zeugten von dem, was passiert war. Ich schob den Stuhl neben sein Bett und setzte mich. Der vertraute Duft von Pferd und Stall stieg aus seinen Sachen in meine Nase. Lang vergangene Kindertage mit endlos scheinenden Sommerferien und Pony-Abenteuern kamen mir in den Sinn, und Tränen stiegen mir in die Augen. Hastig bohrte ich mir meinen Daumnagel in das Nagelbett des anderen Daumens; der Schmerz lenkte mich ab. Was sollte ich jetzt tun? Zögerlich legte ich meine Hand auf seine. Sie fühlte sich warm und lebendig an. Ich konnte mich nicht erinnern, ihn jemals so berührt zu haben. Etwas anderes als flüchtige Küsschen auf die Wange zur Begrüßung und zum Abschied hatte es zwischen uns nicht gegeben. Ich wollte etwas sagen, aber mir fiel nichts ein, denn normalerweise sprach mein Vater. Schon lange hatte ich es aufgegeben, mir Gehör zu verschaffen. Es war zweck-

los. Charmant und eloquent lenkte er jedes Gespräch innerhalb kürzester Zeit auf seine Lieblingsthemen: Kunst, Geschichte und sein Pferd. Etwas anderes interessierte ihn nicht. Alle wichtigen Stationen meines Lebens hatten ohne sein spürbares Interesse stattgefunden. Meine Einschulung musste ich alleine bestreiten, mein Abitur war nicht der Rede wert und mein Uni-Abschluss sowie so nicht. An meiner Hochzeit schien ihn am meisten zu freuen, dass er sie nicht ausrichten musste, und als ich ihm stolz mein erstes Buch überreichte, verschwand es in seinem Bücherregal, ohne dass er es las. Ermutigung oder Anerkennung für das, was ich tat, gab es nicht, und auf meine hart erkämpften Erfolge reagierte er verhalten, zuweilen sogar mit Eifersucht. Irgendwann verstummte ich, redete mir ein, sein Interesse nicht zu benötigen, und gab mich cool und unnahbar. Es ging mir besser, wenn ich Abstand wahrte, dann konnte ich auch nichts vermissen. Dabei war ich ihm zu Dank verpflichtet; er hatte schließlich mein Studium und auch klaglos die Extra-Semester finanziert, die ich brauchte, bis ich mich endlich an meine Abschlussarbeit gewagt hatte. Vielleicht wäre es für ihn günstiger gewesen, hätte er Interesse an meiner universitären Laufbahn gezeigt, dachte ich manchmal, schließlich war er als Professor Spezialist auf diesem Sektor. Erst Jahrzehnte und unzählige Therapiestunden später verstand ich, was mein Problem mit ihm war. Für mich thronte mein Vater auf einem hohen Sockel und duldete niemanden neben sich. Anstatt mir seine Hand zu reichen, um mir im Laufe der Jahre zu ihm hinaufzuhelfen, versuchte er, das zu verhindern – unbewusst, versteht sich.

Stumm saß ich nun an seinem Bett und suchte nach einem Gesprächseinstieg. «Wie geht's dir?», sagte ich schließlich und fand meine Frage erschreckend banal. «Prima», lallte er und verstummte wieder. «Und wie

geht es Maxel?» Mit diesem Thema befand ich mich auf sicherem Terrain. Er lächelte, und sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. Betreten schaute ich auf den Monitor an seinem Kopfende und beobachtete die Wellenlinie, die gleichförmig von einer Seite zur anderen oszillierte. «Er hat neulich eine Piaffe gemacht», erzählte mein Vater schleppend. «Toll, wie schön!», tat ich, als würde ich mich darüber freuen. Mir fielen keine weiteren Gesprächsthemen ein, also schwieg ich und achtete nur auf die Berührung unserer Hände. Die ungewohnte Nähe löste mich, und ich wurde weicher.

«Jetzt wollen wir mal Ihre Reflexe prüfen!» Der Krankenpfleger, dem ich schon auf dem Flur begegnet war, betrat das Zimmer. Erleichtert über die Unterbrechung, stand ich auf, um ihm Platz zu machen. Während er meinem Vater ein paar Fragen zu Datum, Wochentag und Jahr stellte, schlug er die Bettdecke am Fußende zurück. Die Beine, die noch am Morgen kraftvoll den Bauch seines Pferdes umschlossen hatten, lagen schlaff auf der Matratze und wirkten dünn und zerbrechlich. Das bleiche Hellgrün des Krankenhauskittels ließ die Haut noch weißer, fast leblos wirken. Der Pfleger strich mit der Rückseite eines Kugelschreibers über die Fußsohlen meines Vaters, klopfte hier und presste dort. Einen Moment lang beobachtete ich ihn und versuchte, von seiner Mimik auf den Zustand meines Vaters zu schließen, dann schlich ich aus dem Zimmer. Ich fühlte mich wie ein Voyeur, und seine Schwäche und Hilflosigkeit erschreckten mich. «Papa besteht alle Untersuchungen und Tests mit Bravour, wie immer in seinem Leben», beruhigte ich mich, während ich auf dem Flur auf und ab tigerte. Endlich kam der Pfleger aus dem Zimmer. Medizinische Fachbegriffe flogen mir um die Ohren, und ich schnappte nach den Brocken, die ich verstand – der Rest rauschte an mir vorbei. «Hat Ihr Vater eine Patien-

tenverfügung?» Ein schrilles Piepen aus seiner Tasche unterbrach unser Gespräch. «Ich muss los, hinterlassen Sie Ihre Nummer am Empfang», rief er im Gehen und verschwand.

«Patientenverfügung? Wo denkt der hin?», murmelte ich bitter und dachte an den langen Brief, den ich meinem Vater nur ein paar Wochen zuvor geschrieben hatte.

Damals hatte mich eine innere Unruhe angetrieben, meinem Vater mein Herz auszuschütten. Ich hatte Angst davor, irgendwann einmal unvorbereitet mit meiner demenzkranken Mutter und einem riesigen Chaos allein dazustehen. Dieser Brief war meine letzte Hoffnung gewesen, ihn zu erreichen. Anders wusste ich mir nicht mehr zu helfen. Seit Jahren schlug er meine Bemühungen, die Pflege unserer Mutter auf professionelle Schultern zu verlagern und seine Belange zu regeln, in den Wind. Dabei sah mein Elternhaus aus wie ein Messie-Haushalt, meine Mutter wie eine Bettlerin, und er lebte mittendrin in diesem Chaos, stets am Rande eines Nervenzusammenbruchs. «Ja, ja», wehrte er jedes Mal ab und tat so, als wäre er unsterblich, wenn ich ihm die Angebote von Essen auf Rädern, ambulanter Pflege oder anderen Einrichtungen präsentierte, um seine Situation und die meiner Mutter zu erleichtern.

Lieber Papa, schon zweimal durfte ich miterleben, wie es ist, wenn ein Mensch stirbt. Für diese Erfahrung bin ich meinen Schwiegereltern sehr dankbar. Ich schreibe dir, weil ihr in einem ähnlichen Alter seid. (...) Als deine Tochter, die möchte, dass es unserer Familie gut ergeht, bitte ich dich, alles zu regeln, was für den Fall der Fälle wichtig ist. (...) Ich hoffe, du spürst, dass dieser Brief von Herzen kommt. Ich habe gerade fünf Stunden daran gesessen und so manche Träne geweint. Aber wenn ich sogar die Angst vorm Tod verloren habe, wieso sollte ich dann Angst haben, dir mitzuteilen, was

mich besorgt und mir Angst macht? Ich habe dich lieb, deine Tochter.

Ich hatte den Brief abgeschickt und in den folgenden Tagen hoffnungsvoll auf eine Reaktion gewartet. Täglich fieberte ich der Ankunft des Postboten entgegen und lief aufgeregt zum Briefkasten, sobald das gelbe Auto vom Hof fuhr. Manchmal stellte ich mir vor, dass mein Vater persönlich in unsere Auffahrt bog und langsam wie in einem Film auf mich zukam, um mich in seine väterlichen Arme zu schließen – stolz auf die verkannte Tochter, die sein Herz und seine Augen geöffnet hatte. Vergeblich. Die Zeit verstrich, und nichts geschah. Verunsichert, ob mein Bittbrief unangemessen gewesen sein könnte, las ich die Kopie wieder und wieder. Aber ich konnte beim besten Willen nichts Schlimmes daran finden.

«Er muss erst sacken lassen, was ich geschrieben habe», entschuldigte ich sein Schweigen.

«Vielleicht ist der Brief verlorengegangen. Von der Unzuverlässigkeit der Post hört man immer häufiger», hoffte ich, nachdem bereits ein Monat verstrichen war.

«Ist mir doch egal. Soll er doch zusehen, wie er klar kommt», resignierte ich irgendwann und begrub meine Hoffnung, jemals eine Antwort von ihm zu erhalten.

«Jetzt reicht's», schwor ich mir, während ich zu ihm zurück ins Zimmer schlüpfte, «sobald er gesund ist, entkommt er mir nicht. Jetzt müssen wir reden.»

[...]